

„Will versuchen, Dir einen Brief zusammenzustoppeln.“¹ Aspekte proletarischer Feldpost im Ersten Weltkrieg

Jens Ebert

Voller Patriotismus und Begeisterung, so behaupteten es zumindest die zeitgenössischen Quellen, eilte im August 1914 das deutsche Volk zu den Waffen. Die Presse überschlug sich in Jubelberichten und bemühte sich, die allgemeine Stimmungslage mit authentischen Texten, Feldpostbriefen, zu belegen. Sicher hätte man damals auch diesen Brief an den Kriegsfreiwilligen Wolfgang Panzer, Sohn eines Frankfurter Universitäts-Professors für Germanistik, gedruckt, den ihm seine Großmutter am 14. August 1914 aus Böhmen schrieb:

„Mein liebes Wölfl!

Meine herzlichsten Glückwünsche zu Deinem Abiturium. Gehörst halt, wie überall, so auch hier, zu den Besten, bist deshalb von der mündlichen Prüfung befreit worden. Wie mich dies Alles freut. Und wenn Du nun all diese Erfolge, Dein vieles mit Fleiß und Schweiß errungenes Wissen, einer Zukunft, die Dir sicher Ehre und Brod bietet, wenn Du Gut und Blut, dieses Alles dem Vaterland opferst, so ist Dir dieser heroische Entschluß nicht hoch genug anzurechnen. Ein Land, das solche Söhne hat, kann nicht untergehn. Wie achtungswerth ist es, daß Deine Klasse so viele begeisterte Jünglinge hat, und da ihr Alle in dasselbe Regiment eintreten wollt, so ist dies eine Beruhigung für uns, Dich unter so vielen guten Kameraden zu wissen.“²

Doch war dies wirklich die allgemeine Stimmungslage? Wer waren die „begeisterten Massen“, die vor dem Berliner Schloss, als Wilhelm II. am 1. August 1914 nach Tagen angespannten Wartens die Mobilmachung verkündete, den Choral „Nun danket alle Gott“ anstimmten und das Bild eines kriegsbereiten und kriegsbegeisterten Volkes für die zeitgenössischen Zeitungsberichte und die Nachwelt prägten? Die unbestrittene Begeisterung auf jener Demonstration war nur Ausdruck einer Minderheit, allerdings einer einflussreichen. Dies wird deutlich, sieht man sich den Weg

1 Doris Kachulle (Hrsg.): Die Pöhlands im Krieg. Briefe einer Arbeiterfamilie aus dem 1. Weltkrieg, Köln 1982, S.91.

2 Jens Ebert (Hrsg.): Vom Augusterlebnis zur Novemberrevolution. Briefe aus dem Weltkrieg 1914-1918, Göttingen 2014, S.12.

genauer an, den die Jubilierer gingen: Der Demonstrationzug kam aus der Wilhelmstraße, dem Ort der preußischen und Reichsministerien, dem Zentrum der politischen Macht. Wer dort tätig war, stammte aus altem Adel oder dem gehobenen Bürgertum. Danach führte die Route über die Straße „Unter den Linden“, vorbei an der Staatsbibliothek und der Preußischen Akademie der Wissenschaften, wo sich die intellektuellen Eliten anschlossen. Aus der benachbarten Universität kamen Studenten, die damals ebenfalls fast ausschließlich adligen oder bildungs- bzw. besitzbürgerlichen Kreisen entstammten. Vereint ging es vorbei am Kronprinzenpalais zum kaiserlichen Schloss. Hätte es sich damals wirklich um „Volksmassen“ gehandelt, wäre der entgegengesetzte Weg wahrscheinlicher gewesen: von der damals proletarisch geprägten Gegend um den Alexanderplatz her.

Grundsätzlich und ohne Einschränkung war die Kriegsbegeisterung 1914 nur im Adel, der traditionell die gut alimentierten höheren Chargen des Militärs stellte, und in Teilen des Bildungsbürgertums, das in kulturellen Fragen und in den Medien den Ton angab. Zu ihnen stießen Künstler und Schriftsteller, aus durchaus konträren Gründen: Weil sie sich dem System ebenfalls zutiefst verbunden fühlten – oder weil sie es im Gegenteil verachteten und hofften, es würde in einem Krieg zu Grunde gehen.

Ähnlich wie „Unter den Linden“ in Berlin und in anderen deutschen Residenzen gab es auch in Österreich eher eine gelenkte „Straßen-, Platz- und Bahnhofshysterie“.³ Generell kann man davon ausgehen, dass es das natürliche Kommunikationsbedürfnis angesichts eines bedeutenden und in seinen Auswirkungen noch unklaren Ereignisses war, das die Menschen in einer Zeit ohne Rundfunk auf die Straße trieb, nicht die Begeisterung.

Den Protagonisten einer deutschnationalen Stimmung gegenüber standen ländliche und proletarische Kreise, die das Objekt der Propaganda waren – und das Kanonenfutter des Krieges. Die spontane Berliner Demonstration anlässlich der Verkündung des Kriegszustandes war also der Ursprung einer Legende. Generationen bis in die Gegenwart waren diesem Propagandabild unkritisch aufgesessen. Das „Darmstädter Tagblatt“ thematisierte noch zum 50. Jahrestag des Kriegsausbruchs 1964 in einer Artikelserie das „Augusterlebnis“: Und obwohl, wie der Autor Michael Stöcker betont, „auf den gezeigten Fotos zwar größere Menschenansammlungen, aber kein Jubel und keine Be-

3 Oswald Übergger: *Der andere Krieg. Die Tiroler Militärgerichtsbarkeit im Ersten Weltkrieg*, Innsbruck 2002, S.259.

geisterung zu erkennen waren, trugen sie doch Unterschriften, die von jubelnden und begeisterten Massen kündeten.“⁴

Zwar wurde die Legende von der allseitigen Kriegseuphorie spätestens seit den 70er-Jahren des 20. Jahrhunderts hinterfragt und zumindest in ihrer allgemeinen Gültigkeit widerlegt, dennoch blieb sie bis in unsere Gegenwart virulent. In Untersuchungen zur Stimmungslage in den Tagen der Mobilmachung in unterschiedlichen Gebieten Deutschlands kommen neuere Untersuchungen unisono zu dem Ergebnis, dass es in der untersuchten Region eine Begeisterung wie die in Berlin kaum oder gar nicht gab. Übereinstimmend wird in den Analysen festgestellt, dass in den regionalen Zeitungen die aus Berlin vorgegebene Stimmung einfach nur für das eigene Einzugsgebiet adaptiert wurde.⁵

Schnell entdeckten Zeitungen und Zeitschriften nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges Feldpostbriefe als wirkungsmächtige Berichte für die patriotische Propaganda und druckten sie umfänglich in eigenen Rubriken ab. Das öffentliche Interesse an den Feldpostbriefen war groß, wurde durch die Flut der Veröffentlichungen aber z. T. auch erst geweckt. Die abgedruckten Briefe sind oft recht lang und erzählen präzise, geordnet und wohlformuliert von den Erfahrungen an der Front. Das lässt vermuten, dass sie in der Regel bereits verfasst worden sind mit Blick auf eine Veröffentlichung oder gar „Auftragswerke“ der Redaktionen waren. Die veröffentlichten Feldpostbriefe stammten zumeist von Angehörigen des Adels, von Akademikern sowie Vertretern des Bildungs- und Besitzbürgertums, wie Diktion und Stil verraten. Besonders repräsentabel für die Propaganda galten Studenten. Sie waren gebildet, konnten also wirkungsvolle Texte verfassen und waren jung, was ihnen einen hohen Sympathiewert zuschrieb. Gerade bei Studenten ist zu vermuten, dass die Hoffnung, die Briefe veröffentlicht zu sehen, großen Einfluss auf die thematische und stilistische Gestaltung hatte. Die Briefe waren zudem ohne Zweifel in den Redaktionen bearbeitet worden. Ansonsten hätten sich ein durchweg literarisch anmutendes Niveau der Texte und deren hoher Informationsgehalt nicht garantieren lassen. Wenn, wie so oft, nur Auszüge abgedruckt wurden, ist eine Vorauswahl ohnehin eindeutig. Damit die verein-

4 Michael Stöcker: „Augusterlebnis 1914“ in Darmstadt. Legende und Wirklichkeit, Darmstadt 1994, S.22.

5 Siehe Überegger, Krieg; Wolfgang Kruse: Krieg und nationale Integration. Eine Neuinterpretation des sozialdemokratischen Burgfriedensschlusses 1914/15, Essen 1994; Bernd Ulrich/Benjamin Ziemann (Hrsg.): Frontalltag im Ersten Weltkrieg. Wahn und Wirklichkeit, Frankfurt/Main 1994.

heitlichende Tätigkeit der Redaktionen nicht zu offensichtlich wurde, gab es durchaus auch Briefe des „kleinen Mannes“, wobei man Begrifflichkeiten wie Arbeiter oder Proletarier vermied. Deren Texte druckte man zwar auch ohne orthographische oder grammatikalische Fehler ab, würzte sie aber dafür mit Jargon-Begriffen und Dialektausdrücken.

Auch die ersten Buchpublikationen mit ausgewählter Feldpost erschienen schon während des Krieges. Bald gab es eine nicht mehr übersehbare Anzahl solcher Sammelbände. Die wohl bekannteste Anthologie ist der Band „Kriegsbriefe gefallener Studenten“, der erstmals bereits 1915 unter dem Titel „Kriegsbriefe deutscher Studenten“ erschien. Herausgeber war der Freiburger Literaturprofessor Philipp Witkop.⁶ Die Briefe dienten vornehmlich der patriotischen Erziehung oder Erbauung. Sie wurden sorgsam ausgewählt, um einem deutschnationalen Weltbild zu entsprechen und um politische Positionen zu besetzen und zu legitimieren. Mit einer in dieser Weise geformten Erinnerung an die Opfer des Ersten Weltkrieges wurde nicht zuletzt der Boden für den Zweiten bereitet.

Die Frage, ob ihr Material repräsentativ wäre, hätten die Herausgeber von Feldpost und die verantwortlichen Journalisten während des Krieges wohl kaum verstanden. Als repräsentativ galt alles, was staatskonform war. Die Presse war durchweg kaisertreu. Kritisches und Abweichendes erreichte die Redaktionen meist nicht oder wurde von ihnen nicht wahr- und ernstgenommen. Zaghafte Ansätze einer demokratischen publizistischen Öffentlichkeit wurden mit Beginn des Krieges, bis auf wenige Ausnahmen, wie z. B. die „Bremer Bürger-Zeitung“, der Berliner „Vorwärts“ oder die „Leipziger Volkszeitung“, beseitigt. In bislang nicht gekanntem Maße wurden die Zeitungen durch eine staatliche Pressepolitik einer Uniformierung unterzogen, die der äußerlichen der eingezogenen Männer in nichts nachstand.

Bevor also die Masse der Kriegsteilnehmer selbst Zeit und Muße fand, Briefe über das Leben in der Kaserne, der Etappe oder an der Front nach Hause zu schreiben, waren ihnen gleichsam modellhaft typische Erlebnisse und deren Ausformulierungen bekannt – verfasst von staatstragenden Kreisen und Vertretern der Oberschicht. Diese wurden von den unteren sozialen Schichten nicht selten nachgeahmt und kopiert. Hinter dem „Heldentum“ der in Zeitungen veröffentlichten Feldpostbriefe wollte zu nächst niemand zurückstehen. Es schmeichelte zudem dem eigenen Ego,

6 Philipp Witkop (1880-1942), Professor für neuere deutsche Literatur. „Kriegsbriefe deutscher Studenten“, Leipzig 1915; ab 1918 unter dem Titel „Kriegsbriefe gefallener Studenten“ in verschiedenen Verlagen und überarbeiteten Ausgaben.

sich als „ganzer Kerl“ zu fühlen. Und so wurden weitere Texte nach den Vorlagen geschrieben. Als aber vielen Frontsoldaten klar wurde, dass die eigenen konträren Erfahrungen keine vereinzelt, abseitigen waren, sondern massenhaft gemacht wurden, verlor das offizielle Bild sukzessive, so zeigen die überlieferten Briefe, seine normierende Wirkung. Ab Ende 1915 schwindet das Pathos immer mehr aus den Briefen.

Feldpostbriefe, die nicht in den damaligen Mainstream passten, zu meist von Bauern, dem Kleinbürgertum und dem Proletariat, wurden ausnahmslos ignoriert. Auch der Brief von Lina Diehlmann an ihren Sohn Karl in Frankfurt/Main hätte keine Chance auf Veröffentlichung gehabt:

„Flammersbach den 1. August 14

Mein liebes Kind. Deinen Brief erhalten, Du weißt nicht, in was für eine Unruhe wir hier sind, heute Mittag wurde geschellt, daß das 18 Armeekorps mobilgemacht hätte, das war schon gestern. Nachmittags hierher telephoniert worden aber geheim. Was wird das für ein Elend geben, wenn Feindvolk ins Land kommt, dann sind wir auch dran. Söhne Dich doch noch mit Reinhard aus, wenn Du kannst. Tante Anna ihr Gustav muß Dienstag auch schon fort, um die neue Brücke zu bewachen, Du kannst Dir das Elend denken, nun bekommt sie auch noch ein Kind, Albert und Gustav müssen doch auch fort. Es müssen auch sonst schon immer Leute fort. Solltest Du nun formüssen, und wärst verwundet, so gibt doch ein Lebenszeichen von Dir, wenn auch von sonst jemand. Also bitte lieber Karl schreibe gleich Nachricht, und solltest Du in Feindesland kommen, keine Greuelthaten verrichten, immer barmherzig, auch gegen den Feind. Muß schließen. So sei nun herzlich begrüßt von Deiner Mutter.“⁷

Recherchiert man heute in Archiven und Privatsammlungen finden sich patriotische und kriegsbejahende Briefe erstaunlich selten.⁸ Die authentischen, nicht bearbeiteten Mitteilungen zeigen zumeist ein ganz anderes Bild, als wir es aus den historischen Veröffentlichungen in Presse und Anthologien kennen. In Stil, Form und vor allem ihren Aussagen und Ansichten unterscheiden sie sich z. T. deutlich von denen in der damaligen Presse. Sie sind deutlich kriegskritischer, wenn auch nicht unbedingt aus politischer Überzeugung. Dass Briefe aus den unteren sozialen Schichten und dem Proletariat in zeitgenössischen Publikationen kaum Beachtung fanden, lag nicht nur an ideologischen Gründen und daran, dass die

7 Ebert (Hrsg.), Augusterlebnis, S.7.

8 Für meinen Feldpostband habe ich ca. 20.000 Briefe und Postkarten in fast 30 deutschen und österreichischen Archiven und Sammlungen untersucht.

Medien fest in der Hand der adligen und bürgerlichen Oberschicht waren. Erstmals waren ab 1914 weite Kreise der Bevölkerung, die kaum oder nie zuvor einen Brief geschrieben hatten, gezwungen, miteinander postalisch zu verkehren. Schlagartig wurden mit dem Kriegsausbruch Millionen Männer aus ihrem sozialen Umfeld gerissen und mussten nun schriftlich mit ihren Familien, Bekannten und Arbeitskollegen Kontakt halten. Doch lesen und schreiben zu können, war auch am Anfang des 20. Jahrhunderts noch keine Selbstverständlichkeit. 1871 hatte in Preußen, einem der fortschrittlichsten Länder Europas in Bezug auf die Schulbildung, die Analfabetenrate immerhin noch ca. 13 Prozent betragen. Gemeinsam mit England und den Niederlanden war Deutschland als eines der ersten Länder der Welt um 1910 vollständig alphabetisiert. Doch auch ein mehrjähriger Schulbesuch garantierte insbesondere bei der ländlichen Bevölkerung kaum ausreichende Kompetenzen beim Lesen und Schreiben. Die oft ungelungenen Briefe mit abenteuerlicher Orthographie und Grammatik schienen keiner Veröffentlichung und Verbreitung würdig zu sein.

Weil das Schreiben längerer Texte für viele Bürger ungewohnt war, wurden im Ersten Weltkrieg sehr viele Postkarten mit den verschiedensten, oft farbigen Motiven verschickt. So etwas kannte man bereits von den damals noch seltenen Reisen oder Ausflügen in andere Städte und Gegenden. Ihren Siegeszug hatte die Bildpostkarte zur Jahrhundertwende angetreten, als neue Verfahren zur massenhaften Herstellung farbiger Druckerzeugnisse entwickelt wurden. Oftmals scheint noch die Erinnerung an in Friedenszeiten verschickte Bildpostkarten durch, wenn sie als kurze Grußbotschaften formuliert waren, wie von einer Reise. Der Ersatzinfanterist Wilhelm Schmitt schickte an seine Familie in der Nähe von Stuttgart im Verlaufe des Krieges zahlreiche Karten, die fast alle identischen Inhalts sind:

„10.11. 1915

Die besten Grüße aus Serbien sendet Euch allen euer Wilhelm. Bis jetzt noch gesund und munter was ich von Euch allen auch hoffe. Auf Wiedersehen

26. 11. 1915

Die besten Grüße aus Serbien sendet Euch allen euer Wilhelm. Bis jetzt noch gesund und munter was ich von Euch allen auch hoffe. Auf Wiedersehen

3. Mai 1916.

Die besten Grüße aus Senne sendet Euch allen Wilhelm. Bis jetzt Gott sei Dank noch gesund, hoffe das gleiche von Euch. Last bald wieder mal etwas von Euch hören. Auf Wiedersehen“⁹

Es war der Erste Weltkrieg, der Brief und Postkarte als Mittel der Massenkommunikation durchsetzte und damit „nebenbei“ bei den Volksmassen Erwerb und Schulung von Kompetenzen beim Schreiben und Lesen maßgeblich beförderte.

In jeder größeren Stadt in Preußen sollten auf staatliche Weisung „Kriegssammlungen“ angelegt werden, bestehend aus Feldpostbriefen, Tagebüchern, Erinnerungen und anderen persönlichen Dokumenten, um nach einem glorreichen Sieg das Heldentum und die militärische Disziplin des soldatischen Mannes in Sammelbänden zu feiern. Die prominenteste Sammlung dieser Art wurde von der Staatsbibliothek in Berlin angelegt. In den Fällen wo für die betreffende Sammlung nicht von vornherein ideologisch Ungewolltes aussortiert wurde, stellte sich schnell heraus, dass das Gesammelte dem geplanten Zweck nur wenig dienlich war.¹⁰ Die Veröffentlichungen unterblieben nach 1918, zum einen da der Krieg verloren wurde, zum anderen weil sich die Stimmungslage in den privaten Dokumenten nicht wirklich vaterländisch-national interpretieren ließ. Auch die maßgeblich auf Feldpost basierenden Kriegschroniken, die auf Geheiß des Staatsrates im bayrischen Innenministerium, Gustav v. Kahr, ab Oktober 1914 von Bezirksamtännern angefertigt wurden, lieferten ein ähnliches Resultat.

Briefe proletarischer oder kleinbürgerlicher Kreise fanden kaum Eingang in die Sammlungen oder die Publikationen der Kriegszeit. Auch in den Jahrzehnten danach spielten sie in der Öffentlichkeit kaum eine Rolle, so dass in Wissenschaft und Publizistik bis in die 1960er-Jahre hauptsächlich auf Quellen der Oberschichten zurückgegriffen wurde. Erst als Ende der 1970er-Jahre die Feldpost als Quelle quasi wiederentdeckt wurde, änderte sich dies grundlegend. Es gab den bemerkenswerten Neuanfang einer Geschichte „von unten“. Neue Sammlungen entstanden im Umfeld von Geschichtswerkstätten. Erstmals sollten einfache Soldaten unverstellt zu Wort kommen, sollte deren Erlebniswelt und Lebenswirklich-

9 Ebert (Hrsg.), Augusterlebnis, S.123, 127, 145.

10 Ein Beispiel dafür ist die Darmstädter Sammlung des Stadtbibliothekars Prof. Karl Noack.

keit im Krieg untersucht werden. Dieser Neuansatz vollzog sich unabhängig, mit unterschiedlicher Intensität sowohl in Deutschland Ost wie West und markiert den Beginn wirklicher Feldpostforschung im wissenschaftlichen Sinne. Es entstanden in der Folge sachkundige Analysen, seriöse und ausgewogene Anthologien von Feldpost, wie der Band zum Zweiten Weltkrieg von Ortwin Buchbender und Reinhold Sterz „Das andere Gesicht des Krieges“, der 1982 erschien und Maßstäbe setzte.¹¹ Buchbender und Sterz gaben die Initialzündung zur Feldpostsammlung in der Stuttgarter Bibliothek für Zeitgeschichte.

Aus Stuttgart stammen auch viele Briefschreiber aus sozialdemokratischen und sozialistischen Milieus, die einen hoch interessanten Bestand schufen, der erst spät gewürdigt wurde. Die Briefe der in der marxistisch geprägten Arbeiterbildungsbewegung sozialisierten Arbeiter und ihrer Familien sind mit denen des Bürgertums in Stil und Korrektheit durchaus vergleichbar. Große Unterschiede gibt es jedoch erwartungsgemäß beim Inhalt und der Wertung des Beschriebenen. Die SPD-nahen Kreise in Stuttgart, die der Führung der Partei oft kritisch gegenüberstanden, waren eng mit Genossinnen und Genossen in Bremen verbunden. Doris Kachulle gab ebenfalls 1982 die Briefe der Familie Pöhland aus Bremen heraus.¹² Noch 100 Jahre nach Kriegsbeginn fanden sich in Bremen sogar noch neue Zeugnisse dieser Familie.¹³ Die Verbindung der sozialdemokratischen Kreise aus Stuttgart und Bremen hatte bereits Wilhelm Eidermann 1972 skizziert.¹⁴ Gerhard Engel gab schließlich 2008 mit dem Band „Rote in Feldgrau“ die Feldpostbriefe junger linkssozialdemokratischer Soldaten heraus, die zumeist aus Stuttgart und Bremen stammten.¹⁵ Die von Engel versammelten Texte sind, sowohl was ihr intellektuelles Niveau und die thematische Breite, als auch ihren Stil betrifft, den „Kriegsbriefen gefallener Studenten“ durchaus ebenbürtig. Politisch und weltanschaulich jedoch bilden sie den gesellschaftlichen Gegenpol. So schreibt Robert Pöhland am 7. Juni 1916 an seinen Sohn:

11 Ortwin Buchbender/Reinhold Sterz (Hrsg.): Das andere Gesicht des Krieges. Deutsche Feldpostbriefe 1939-1945, München 1982.

12 Siehe Kachulle (Hrsg.), Die Pöhlands.

13 Siehe Ebert (Hrsg.), Augusterlebnis.

14 Wilhelm Eidermann: Jugend im ersten Weltkrieg. Tagebücher, Briefe, Erinnerungen. Berlin (DDR) 1972.

15 Gerhard Engel (Hrsg.): Rote in Feldgrau. Kriegs- und Feldpostbriefe junger linkssozialdemokratischer Soldaten des Ersten Weltkrieges, Berlin 2008.

„Mein lieber Robert.

Der Himmel ist mir hold. Nach einigen Tagen kalter Regenschauer, auch heute vormittag noch, hat die liebe milde Sonne alles wieder überwältigt, und ich sitze wieder auf meinem geliebten Plätzchen (am Feldrain, zwischen hoben wogenden Kornfeldern, dicht am Walde, von woher der Gesang der Vögel so lieblich berührt), daß ich nun auch die nötige Ruhe und Stimmung habe zur Beantwortung Deines Briefes.

Was dieser Brief in mir auslöste, – dies in Worten auszudrücken, bin ich nicht im Stande.

Fahre nur so fort, mein teurer Sohn, und Du wirst mein Glück und mein Stolz bleiben, so lange ich lebe. Und sollte dieses Leben nur noch von kurzer Dauer sein, dann bin ich gewiß, daß Du meinem Namen keine Schande bereitest, sondern den Befreiungskampf der geknechteten Menschheit, dem ich mein Leben geweiht, mutig weiterführen wirst.

Manche Enttäuschung wirst Du erleben müssen, laß Dich aber nicht dadurch beirren, sondern verfolge nur das eine bestimmte Ziel, mitzuhelfen, um die Menschheit zu befreien aus der körperlichen und geistigen Sklaverei. Denn wie wäre dieser Krieg möglich, wenn wir nicht alle Sklaven der kapitalistischen Gesellschaft wären?

Die sprühende jugendliche Begeisterung, die aus Deinen Worten spricht, besaß auch ich in meiner Jugend. Glaube mir, mich riß sie manchmal so mit sich fort, daß ich in mir eine unüberwindbare Kraft erblickte, die vor nichts zurückzuschrecken gewillt war. Schon als 15jähriger kletterte ich auf ein Schuppendach, um den herrlichen Worten des alten Liebkecht lauschen zu können, und mit welch köstlichen Gefühlen denke ich an die Stunden, die mir durch begeisternde Reden unserer bedeutendsten Freiheitskämpfer bereitet wurden, zurück. Solche Augenblicke, mein Sohn, wünsche ich auch Dir recht viele. Sie sind die köstlichsten und glücklichsten, die ich mir denken kann. – Das Lesen des Romans „Die Waffen nieder“ hat Dir schon einen solchen „Augenblick“ bereitet.“¹⁶

Das, was die Soldaten an der Front erwartete, traf sie zumeist völlig unerwartet und unvorbereitet. Eine adäquate Sprache und neue Begrifflich-

16 Ebert (Hrsg.), Augusterlebnis, S.147f.

keiten mussten also gefunden werden, um dies zu vermitteln. Doch das war schwierig und so wurde der Krieg bzw. das Leben im Krieg meist nur da ausführlich beschrieben, wo es mit sprachlichen Mitteln aus Friedenszeiten möglich war. Besonders ungewohnt war es, über Gefühle zu schreiben. Nur wenige Soldaten waren willens und fähig, so offene und ergreifende Schilderungen zu formulieren wie Robert Pöhland am 25. September 1916:

„Was haben wir hier seit einigen Tagen für ein prächtiges Wetter. Morgens diesen erfrischenden Nebel, den ich so gern einatme, dann kann man beobachten, wie sich die Sonne mit Macht durchbricht, darauf bis zum Abend den schönen warmen Sonnenschein, dem die erquickende Abendkühle folgt.

Wie könnte man diese wunderschönen Tage genießen, wenn dieser fluchwürdige Massenmord nicht wäre. Genießen kann man nichts mehr, weil überall das Schreckgespenst durchgrinst. Z. Bsp. werden jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe, die saftigen grünen Wiesen die vor mir liegen von der Abendsonne so herrlich beschienen, daß alles aussieht wie ein großer grüner Teppich; sieht man aber genauer hin, da kann man überall die großen Granatlöcher, Stacheldrahthindernisse, eingefallene meist schon wieder überwucherte Schützengräben sehen und was das Schrecklichste ist, die vielen weißen Kreuze inmitten dieser schönen Wiesen. Darauf steht dann: ‚hier ruhen viele engl. Offiziere und Mannschaften‘. Also man zählte die toten Engländer nicht einmal, als man sie einscharrte. Nun es waren ja auch nur ‚perfide‘ Engländer. – Sollen einem solche Bilder dann einen Genuß der herrlichen Natur ermöglichen? Dann dieses fürchterliche Dröhnen und Grollen des Kanonendonners und das Ohrenzerreißende Gekrach bei Beschießen der Flieger, die fast stets bei diesem Wetter die klare Luft durchschwirren.

Jetzt habe ich für all das Schöne nur ganz kurze helle Augenblicke, die dann in mir eine so tiefe Sehnsucht nach diesen Zeiten auslösen, so daß es anstatt mir die Brust zu weiten, mir vor Schmerz über die Greuel die nun schon über 2 Jahre lang an der herrlichen Natur verübt werden, daß es mir vor Scham fast das Herz zerbricht, weil ich an diesem Zerstörungswerk mit beteiligt sein muß.

Die Sonne sinkt so feurigrot hinab in diesen fürchterlichen Höllenschlund der vor dem unglücklichen Ypern liegt, kein Blatt regt sich, am Himmel sind kleine blaßrote Wölkchen zu sehen die diesem allen ein solch wonniges Stimmungsbild verleiht, daß man sich wirklich einen schöneren Abend nicht denken könnte. – Aber was fragt man darnach, wenn man ringsherum dieses grauenhafte Elend sieht. Denn hier in dieser so fruchtbaren Gegend befindet sich weit und breit kein einziges Haus mehr, welches noch bewohnt wäre. Alles ist zerschossen.“¹⁷

17 Ebenda, S.171f.

Auch „Vaterlandsliebe“ war in jener Zeit „Opium“ für die Volksmassen, sie machte kurzzeitig die katastrophalen Auswirkungen des Kriegsausbruchs auf das Leben jedes Einzelnen vergessen und überdeckte die Ängste, Befürchtungen und kritischen Ansichten. Über Kriegsursachen wurde allgemein kaum nachgedacht, vor allem nicht schriftlich in den Feldpostbriefen. Zu den wenigen Ausnahmen gehören die politisch gebildeten und aktiven Arbeiter, denn diese zogen anders als die Masse der Feldgrauen „als homines politici in den Krieg“:¹⁸

„Was das Ultimatum Österreichs an Serbien bedeutete, war mir sofort klar [...]. Österreich und Deutschland schritten zum Kampf um den Balkan, um den Weltmarkt überhaupt, um die Weltherrschaft, das heißt, der Kampf, der vorher mit allen möglichen wirtschaftlichen Mitteln geführt wurde, wurde nun mit Feuer und Eisen fortgesetzt. Daß die herrschenden Klassen bei der Mächtegruppen schon lange Lust hatten, an Stelle ihrer seitherigen Kampfmittel, also Schutzzölle, Finanzschikanen, Intrigen in den Beutelländern und Kolonien usw. einmal die gepanzerte Faust, also Soldaten zu benützen, das weiß ja jeder.

Nur dachten wir, sie werden es nicht wagen, da die übergroße Mehrheit des Volkes gegen den Krieg ist und eine drohende Stellung einnahm. Und wie viele von uns fühlten in sich die Kraft, diese Forderung abzulehnen und lieber zu sterben. Aber die herrschenden Klassen, deren Mitglieder von Jugend auf als Herrenmenschen erzogen und durch lange Generationen diesen Charakter ererbt haben, die niemals Freie unter Freien sein wollen, sondern entweder herrschen oder sterben, sie wagten es doch. Hände hoch! Das war die Erklärung des Kriegszustands. Vorwärts in den Kampf! Das war die Kriegserklärung, und dann kam der Hohn, die Volksverachtung, die sich in der Anbiederung der Massen ausdrückte! Wir sind ein einzig Volk von Brüdern, drauf auf die franz[ösische] und russische und englische Hunde. Und sie blamierten sich nicht einmal damit, sie fanden mächtigen Widerball, denn – sie haben richtig kalkuliert. Sie haben nicht nur richtig kalkuliert damit, dass die Arbeiterschaft es nicht wagen wird, der materiellen Beherrschung zu trotzen, sondern auch damit, dass sich große Teile derselben noch geistig beherrschen lassen. Das letztere ist das schlimmste, dies macht es wohl vielen unmöglich, einen Heldentod zu sterben, denn für wen?“¹⁹

Als Feldpost galt bis in unsere Gegenwart fast ausschließlich die Post von Soldaten. Deren Lebenswelt galt das publizistische Interesse. Doch Feld-

18 Engel (Hrsg.), Rote, S.40.

19 Ebenda, S.79.

post ist auch Post ins Feld von Frauen, Eltern und Kindern. Deren Probleme sind lange Zeit kaum beachtet worden. Frauen bekamen die Auswirkungen der Mobilmachung schnell zu spüren. Sie waren von einem Tag auf den anderen auf sich allein gestellt – und wussten, was das bedeutet. Frauen scheinen auch auf die kommenden Gefahren sensibler reagiert und die „neue Zeit“ pragmatischer reflektiert zu haben. Bei ihnen verbanden sich die privaten Sorgen mit allgemeinen Befürchtungen. Der Post von der „Heimatfront“ wurde in der Forschung und in Publikationen lange Zeit wenig Aufmerksamkeit geschenkt, obwohl sie doch ebenfalls von dramatischen Lebensumständen erzählt, wie bei Hedwig Lauth aus Osnabrück:

7. Juli 1917:

„Wir haben eine furchtbar aufregende Nacht hinter uns. Gegen ½ 3 wurde ich durch ein furchtbares Kanonenfeuer geweckt. Es war ein unheimliches Donnern und Geknatter. Sofort kam mir der Gedanke an feindliche Flieger. Ich stürzte ins Eßzimmer u. sah gleich das Feuer der Abwehrkanonen in der Luft und zahlreiche Scheinwerfer. Nachdem ich nun Anna herunterrief, die es für ein Gewitter gehalten hatte, sind wir mit unseren 3 Kindern zu Oelzens gegangen. Ich war wie im Krampf erstarrt und meine Hände u. Arme eiskalt u. gänzlich gefühllos, meine Beine zitterten vor Aufregung. Die Fenster klirrten und man hatte das Gefühl als wenn eine große Anzahl von Fliegern Bomben unausgesetzt Bomben geworfen hätte. Heute morgen höre ich zu meinem Erstaunen, daß nur 3 Flieger hier gewesen sind. 20 sollen in Düsseldorf gewesen sein. Hier sollen sie fast nichts angerichtet haben. Unsere Nerven haben sie aber vollständig zerstört. Ilse hat wohl in folge der aufgeregten Milch den ganzen Tag geweint u. hat heute wegen Milchmangel die erste Flasche bekommen, die man ihr aber nur mit Mühe u. Not eintrichtern kann, da sie sie nicht mag. [...] Ich bin vollständig herunter. Dies Laufen nach Gemüse macht mich ganz kaputt. Trotzdem ich die ganze Nacht nicht geschlafen habe, war ich schon um 8 Uhr auf dem Markt. Trotzdem ich bis 12 Uhr blieb habe ich nichts bekommen. Ich war so hoffnungslos, daß ich fast einen Weinkrampf dort bekommen hätte.“²⁰

25. September 1917:

„Meine Haare fallen mir immer noch entsetzlich aus. Ich kann mich bald nicht mehr frisieren. Flöhr meinte, es liege an der Ernährung. Was müssen wir viel dem Vaterlande opfern.“²¹

20 Ebert (Hrsg.), Augusterlebnis, S.217f.

21 Ebenda, S.236.

Diese Probleme waren für alle Frauen in Deutschland ähnlich. Doch anders als bei der Arztgattin Hedwig Lauth kam bei den Arbeiterfrauen noch die tägliche Sorge ums Geld hinzu, wie bei Anna Pöhland:

„Habe heute 26,25 M Reichsunterstützung geholt, davon habe ich 16,80 im Konsum bezahlt; 2,88 Wassergeld, dann beim Buttermann 2,50. In der Buchhandlung muß ich noch über 6 M bezahlen. So schnell giebt sich das bißchen Geld aus. Für den Robert habe ich noch keine Reichsunterstützung bekommen.“²²

„Obgleich ich mitten im großen Reinmachen bin, will ich Dir herzlich danken für die 10 M, die ich eben erhielt. Ich war gerade beim Kopfzerbrechen, wie ich mit den paar Kröten vom roten Kreuz auskommen sollte. Es geht einfach so nicht weiter. Heute nachmittag will ich zur Tennishalle, um etwas Zeug zu kaufen, Hosen für Klärchen, sie muß ja morgen zur Operation. Ich bin ganz aufgeregt, wie sie es wohl überstehen wird.“²³

Doch nicht nur mit der Versorgung der Familie und der Arbeit in den Fabriken wurden die Frauen überfordert. Gerade im Krieg galt es, die sozialen Interessen der Arbeiter und Angestellten im politischen Kampf zu unterstützen und zu verteidigen. Die Genossinnen der SPD mussten nun zusätzlich die gesamte politische und Parteiarbeit der eingezogenen Männer übernehmen. Helene Kaisen aus Bremen, ihr Mann Wilhelm wurde nach dem Zweiten Weltkrieg Erster Bremer Bürgermeister, berichtet von der aufreibenden Arbeit, vom politischen Kampf, den die Genossinnen nun allein ausfechten mussten. Nur wenige Frauen hatten aber damals so fundierte politische Einsichten in die Verhältnisse wie sie. Am 16. August 1916 schreibt sie:

„Zum Briefschreiben komme ich tatsächlich immer nur dann, wenn es wieder einmal die allerhöchste Zeit wird. Doch in diesen Tagen haben wir Daheimgebliebenen eine sehr wichtige Mission zu erledigen. Du wirst inzwischen den Aufruf des Parteivorstandes gelesen haben. Wir sind dabei Unterschriften für die Friedenspetition zu sammeln. Morgen abend findet hier eine öffentliche Volksversammlung mit dem Thema »Krieg und Frieden« statt. Ob diese Aktion den Lauf der Dinge beeinflussen wird? Ich glaube ja und wenn das Resultat noch so gering sein wird, so wird von einem gewissen Beeinflussen doch geredet werden müssen. Das Eine wird ohne Zwei-

22 Kachulle (Hrsg.), Die Pöhlands, S.54.

23 Ebenda, S.114.

*fel kommen, die Freigabe der Erörterung der Kriegs- und Friedensziele. Und das will schon viel heißen, denn mit ihr wird die Friedenspropaganda kommen.*²⁴

21. November 1916:

*„Ich mußte am Freitag hier abbrechen, da ich zu einer eiligen Sitzung geholt wurde. Am Sonnabend und gestern habe ich mich um Stellung bemüht; doch es war alles nichts. Ein höherer Lohn als M. 70.- bis M. 80.- monatl. sollte nicht gezahlt werden. Auf der einen Stelle war dann die Arbeitszeit sogar bis 8 Uhr abends. [...] Vielleicht trifft auch mich die Zivildienstpflicht und man stopft mich in irgendeinen Betrieb hinein. Ich glaube nun allerdings kaum, daß man mir jetzt noch die Kriegsunterstützung gewähren wird. Es wird zwecklos sein, daß ich mich darum bemühe, bevor nicht die allgemeine Dienstpflicht entschieden ist. Heute weiß noch keiner, wie das Gesetz sich mit den Frauen abfinden wird. Vielleicht wird man alleinstehende gesunde Frauen zur Arbeit zwingen, besonders wenn sie Unterstützung beantragen wollen.*²⁵

Die Arbeiterfrauen waren mit der Mehrfachbelastung - Lohnarbeit, Beschaffen von Lebensmitteln, Organisation des Familienlebens - völlig überfordert. Ihre Briefe sprechen von elenden Verhältnissen, Hunger und Erschöpfung, die weit über das erträgliche Maß hinausgingen. Anna Pöhland schreibt am 4. Dezember 1915:

*„Gestern war ich auch so elend. Bei jeder Gelegenheit mußte ich weinen. Es scheinen schlechte Tage zu kommen. Dazu die schwachen Nerven. Die Sorgen um das Nötigste lassen einen nicht ruhen. Gestern habe ich mich früh hingelegt und habe immer Umschläge gemacht, nun war es heute etwas besser. Habe heute die Betten gesonnt und will nächste Woche waschen, dann mache ich noch alles andere etwas in Ordnung. Wenn ich mich dann immer noch so schlecht fühle, dann werde ich mich arbeitsunfähig schreiben lassen.*²⁶

Die Männer an der Front konnten die neue Situation ihrer Frauen oft nicht erfassen. Manche beschwerten sich über ausbleibende Post, konnten nicht nachvollziehen, dass die Frauen nicht genug Zeit und Muße hatten, Briefe zu schreiben. Auch Helene Kaisen war so in die vielfältigsten Aktivitäten eingespannt, dass die Beziehung zu ihrem Mann beschädigt zu werden drohte, wie ihrem Brief vom 30. Januar 1916 zu entnehmen ist:

24 Ebert (Hrsg.), Augusterlebnis, S.163.

25 Ebenda, S.176f.

26 Kachulle(Hrsg.), Die Pöhlands, S.61.

„Doch Liebster ich weiß, daß ich Dir wieder einmal sehr wehe getan habe. Und Du wirst sagen, wieder mit einer Kleinigkeit, die Du verlangst – wieder wegen eines Briefes. Ich will auch nicht alle Gründe hervorsuchen, damit Du es entschuldigst. [...]

Nun stelle Dir vor Tag für Tag hat man sich in Sitzungen oder Versammlungen herumzuschlagen, die sich mit wichtigen oder minder wichtigen Umständen, die mit dem Parteistreit verknüpft und aus allen Tiefen hervorgeholt sind, beschäftigen. Wenn Du die Br. B. [Bremer Bürger-Zeitung] gelesen hast, wirst Du eine kleine Ahnung bekommen. Nun all diesem aufregenden Wust gegenüber steht ein Mensch, der oft tagelang vollständig zusammenbricht. Liebster ich habe in den letzten Wochen entsetzliche Nervenschmerzen aushalten müssen. Jetzt erscheinen mir diese Wochen wie ein böser Traum. Wenn ich wieder und wieder die Anklagen in Deinem Brief lese und mich dann frage, warum geschah es, so finde ich keine Antwort. Deine Anklagen sind bitter, doch ich verstehe, sie mußten kommen. Ja sie mußten kommen selbst zwischen zwei Menschen, deren Vertrauen zueinander so fest gebaut ist, das es durch nichts erschüttert werden kann, wenn einer der Beiden auf all das Liebe, das ihm erwiesen wird, mit auch nicht dem leisesten Zeichen reagiert.“²⁷

Die Trennung von Heim und Familie zeitigte immer wieder Konflikte. Gerade im Privaten wurden die Grenzen der brieflichen Kommunikation deutlich. Trotz guten Willens entstanden Risse in den Beziehungen. Missverständnisse konnten schriftlich nur schwer ausgeräumt werden, zumal das Formulieren von Empfindungen vielen nicht leicht fiel. So mussten Versöhnungen und Aussprachen auf den Urlaub verschoben werden, Konflikte stauten sich an. Sowohl an der Front als auch in der Heimat entstanden neue Lebenswirklichkeiten, die dem Partner bzw. der Partnerin nur schwer zu vermitteln waren. Die meisten Frauen deuteten in ihren Briefen nur an, wie überfordert und überarbeitet sie waren und wie viel sich für sie verändert hatte.

„Man hört jetzt hier viel von Arbeiterunruhen wegen des gänzlichen Fehlens der Kartoffeln u. des großen Mangels an Brot. Frauen stehen den ganzen Tag vor den Bäckerläden u. warten auf Brot. Ich habe viel Dusel dabei. Oelztes telefonieren alle Stunden Oelkers ab ob sie Brot haben u. sagen Bescheid.“²⁸

27 Ebert (Hrsg.), Augusterlebnis, S.131f.

28 Hedwig Lauth am 05.02. 1917, Ebert (Hrsg.), Augusterlebnis, S.358.

Gleichzeitig bot sich Frauen durch die Erfordernisse des Krieges auch neuer Raum zu gesellschaftlicher und persönlicher Entfaltung. Frauen wie Anna Pöhländ oder Helene Kaisen teilten in ihren Briefen ungeschminkt ihre Sorgen und Probleme mit, ohne übermäßig zu klagen. Das neue weibliche Selbstbewusstsein nicht nur der sozialdemokratischen Frauen lag nicht allein in den Kriegsverhältnissen begründet. Der Krieg beschleunigte nur gesamtgesellschaftliche Wandlungsprozesse, die bereits um 1900 begonnen hatten.

Gefühle zu zeigen, sie gar noch schriftlich zu formulieren war für die meisten Menschen Anfang des 20. Jahrhunderts ungewohnt. Tiefe Einblicke in das Seelenleben bekommt man in den Feldpostbriefen nur selten. Eine Ausnahme bilden da ebenfalls Briefe aus sozialdemokratisch oder sozialistisch geprägten Milieus. Zum einen dokumentieren sie eine neue Art von Verhältnis zwischen Frau und Mann, das deutlich mehr von Partnerschaft geprägt war als bei vergleichbaren bürgerlichen oder kleinbürgerlichen Familien. In ihren Briefen ist aber auch stets ein Blick präsent, der über Alltagsfragen und Alltagsorgen hinausgeht, ein Blick, der (tages-)politische und gesellschaftliche Dimensionen einschließt. Viele der Briefe sind in einem herzlichen, liebevollen und verbindlichen Ton verfasst, wie er selten in jener Zeit ist. Anna Pöhländ und Helene Kaisen sind zwei Beispiele für den sich in jener Zeit neu herausbildenden Frauentypus. Sie hatten durch ihre politische Betätigung vielfältige Beziehungen, die über den Familienkreis hinausgingen. Als aktive Sozialdemokratinnen waren sie mit Gleichgesinnten verbunden, wenn auch nicht selten im politischen Streit. Das in Bremen besonders stark ausgeprägte sozialdemokratische Milieu war nur für bestimmte Regionen Deutschlands repräsentativ. Beide Frauen kannten sich, wie aus Kaisens Brief vom 17. November 1916 hervorgeht:

„Heute morgen war ich bei der Genossin Pöhländ. Du erinnerst, daß während Deines Hierseins uns die Nachricht wurde, daß ihr Mann gefallen ist. Er ist bei Irls, westlich von Bapaume, von einem Volltreffer getötet worden. Er soll sofort tot gewesen sein; beide Beine sind ihm abgerissen. An der Straße von Courcelles liegt er begraben. Mit diesem Genossen ist ein prächtiger Mensch dahin gegangen, ein begeisteter Kämpfer unserer Sache. Seine kleine tapfere Frau fand ich sehr niedergedrückt; sie wird zur Ueberwindung ihres großen Leides wohl langer Zeit bedürfen. Sie zeigte mir eine Reihe seiner Briefe, aus allen sprach eine solch große und tiefe Liebe des Gatten und des Vaters. [...] Das Einzige, was ihr den Schmerz erleichtern wird, werden ihre Kinder sein, die noch mehr als bisher um die Mutter bemüht sind. Sie schenkte mir heute ein kleines Bildchen von den 4 jüngeren Kindern. Ich

lege es Dir bei – nur darfst Du es nicht verlieren. Du siehst links ihre älteste Tochter, in der Mitte die beiden Drumwappels²⁹ und dann ihren 10jährigen Sohn.³⁰

Feldpostbriefe bergen für uns viel Unbekanntes im scheinbar Bekannten. Sie berichten über eine dem heutigen Leser unbekanntes Realität.

Die beschriebene Erlebniswelt des Ersten Weltkriegs hat für uns in der Gegenwart dann einen Erkenntniswert, wenn man sie mit heutigen Kenntnissen verbindet, die subjektiven Aussagen der Zeitzeugen in ein historisches Koordinatensystem einbettet. So können Feldpostbriefe vergangener Epochen uns vermitteln, wie Kriege an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten die Menschen geprägt haben, welche Wertvorstellungen und Deutungsmuster akzeptiert wurden und handlungsanweisend funktionierten. Die schriftliche Weiterführung familiärer Beziehungen in Kriegszeiten schaffte neue, lang unterschätzte Dokumente der Alltagsgeschichte. Vieles an bemerkenswerten und absonderlichen Begebenheiten, aber auch an sich nicht weiter Erwähnenswertes, Alltägliches wird in den Briefen festgehalten, was sonst nicht weitererzählt worden wäre und was wir nur selten so anschaulich in den Geschichtsbüchern nachlesen können. Dabei bilden Briefe aus sozialdemokratisch oder sozialistisch geprägten Milieus eine bislang noch nicht ausreichend gewürdigte Quelle.

29 Alte Apfelsorte.

30 Ebert (Hrsg.), *Augusterlebnis*, S.176.